

Ihr glücklichen Stunden : Novelle

Autor(en): **Arland, Marcel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ihr glücklichen Stunden....

Novelle von Marcel Arland

Deutsch von Else Zehnder

Die Liebenden wohnten in der sechsten Etage eines düsteren Gebäudes, in der Nähe des Botanischen Gartens. Dieses schlecht gehaltene, öde, oft traurig anmutende Viertel entsprach ihrem Bedürfnis, zu entfliehen, sich zu verstecken, und trotz allem glücklich zu sein.

Ihre Wohnung bestand aus zwei Räumen. Der erste, kleinere, diente ihnen als Küche und Speisezimmer; er war sehr dunkel, da er Licht nur durch zwei Lucken erhielt, von denen eine auf die Treppe über der Haustür, die andere auf das zweite Zimmer ging. Dies war ziemlich geräumig, durch zwei Fenster erhellt. Es war geschmacklos, aber behaglich möbliert. Hier schliefen sie und hier hielten sie sich meist tagsüber auf. An der Wand gegen die Küche stand ein großes Bett aus Eichenholz. Rechts davon ein rosafarbener Wandschirm mit zierlichen Malereien, dahinter der Kamin, den eine schwere Standuhr schmückte. Auf der gegenüberliegenden Seite stand neben einem Spiegelschrank der Schreibtisch, an dem Gilbert arbeitete. Ein Lehnstuhl und ein runder Sessel, beide gelb, zwei Stühle und ein Schemel vervollständigten die Einrichtung. Das Zimmer war dunkelblau tapeziert. Diese beiden Räume hatte die Hauswirtsfrau leer gemietet und untermietete sie nun möbliert.

Ihre Lebensführung war bescheiden. Die Mahlzeiten, welche oft nicht reichlich waren, nahmen sie meist zuhause ein. Sie gingen wenig aus, einmal oder zweimal in der Woche in ein Kino; Sonntags in die Umgegend, doch besuchten sie nur die billigen Kinos ihres Viertels und wenn sie Ausflüge machten, nahmen sie das Essen mit. Es kam vor, daß sie für die letzte Woche des Monats nur noch wenige Franken besaßen.

Renée mußte sich mit bescheidenen Toiletten begnügen und viel Geschick aufbringen, um mit diesen lange auszukommen. Der Preis eines Kleides verschlang Gilberts halben Monatsgehalt. Er konnte sich dies Elend nicht verzeihen. Kein Tag verging, der seiner Eigenliebe nicht einen Stoß versetzte. Blieben sie zu Hause, sagte er sich:

«Ich halte sie wie in einem Gefängnis; sicher möchte sie gern auf einen Ball oder ins Theater gehen.» Gingen sie aus, so bedrückte es ihn, mit Renée an den großen Caféterrassen vorüberzugehen, die voll gutgekleideter Pärchen waren. Wenn sie ermüdet in ein Restaurant eintraten, schämte er sich, Renée eine Tasse Kaffee oder ein Glas Bier verlangen zu hören, ärgerte sich, wenn sie nach einem Omnibus ausschaute, während die Taxameter um sie herumsausten.

Renée verdoppelte ihre Lebendigkeit, um ihm zu zeigen, wie wenig sie diese Äußerlichkeiten kümmerten; aber sogar dieser gute Wille verdroß den jungen Mann, er fühlte nur die Nachsicht, die darin zu liegen schien.

Renée gab sich ganz der Gegenwart hin. Für sie gab es nur Gilbert auf der Welt. Sie war sein Weib mit Seele und Leib. Das Gefühl ihrer Schuld machte sie demütig gegen ihn. Als ob sie sich vorwerfen müsse, ihn mit auf diesen Weg der Schuld gezogen zu haben, als müsse er ihr verzeihen, daß sie ihn liebe und geliebt sein wolle.

Das Leben der Sinne tat sich ihr auf. Bis dahin war davon nur ein Ahnen in ihr gewesen. Es war ein fortwährendes Neuerleben, ein wunderbares, unbegrenztes. Renée glaubte vorher nicht gelebt zu haben.

Sie entdeckte Gilbert. Jeden Tag mehr. Sie fand manche Züge wieder, die sie schon kannte. Sie nannte sich töricht, seinen ganzen Wert nicht erfaßt zu haben. Sie widersprach ihm nie; alle seine Ideen nahm sie als ihre eigenen an. Sie war klein vor Gilbert, erstaunt, daß er sie liebte und ihr so viel Wert gab. Sie hätte hundertmal hübscher sein mögen, klüger und aparter, um Gilbert ein weniger unwürdiges Geschenk zu sein.

Ging er fort, dachte sie nur an die Stunden, die sie zusammen verlebt hatten und an seine Rückkehr. Sie war nie allein, aber... «ach, wie soll ich es dir erklären?» rief sie eines Tages an seinem Halse, «es ist, als sei dann alles verdunkelt.»

Er kam heim. Seinen Schritt auf der Treppe zu hören, schon das war eine beinahe zu starke Freude. Sie setzten sich zu Tisch. Würde er mit dem Essen zufrieden sein? Sie suchte nach den geringsten Veränderungen in seinen Zügen.

«Iß doch, Renée.»

«Es genügt mir, dich essen zu sehen.»

Alle Worte, die sie geträumt und in sich bewahrt hatte, stürzten aus ihr heraus. Liebe Geständnisse, zärtliche Fragen: kaum getan, schämte sie sich ein wenig; sie bot sich ihm an, vielleicht war sie zu

offen? Sie bedeckte ihre Augen mit ihrem Arm, aber ihr Arm war nackt und verlangte nach Gilberts Liebkosungen. Sie wagte einen Blick, sah ihn ergriffen und ihre Lippen fanden sich in Küssen, dem Weinen nahe.

Gilbert gab seine Stunden nur vormittags; am Nachmittag blieb er fast immer zuhause. Er las, korrigierte die Arbeiten seiner Schüler. Renée machte sich hübsch, wie sie es nannte, und setzte sich zu ihm auf den Schemel neben seinem Schreibtisch, ein Buch oder eine Näharbeit in der Hand. Was lag daran, daß er schwieg? Sie war ja bei ihm. Sie beobachtete ihn harmlos. Aber der Wunsch, ihn sprechen zu hören, war nicht zu unterdrücken.

« Ist es schön, Gilbert? »

« Was denn? »

« Dein Buch. »

Die Unterhaltung begann. Renée kam ganz nah zu ihm. Nach einer Viertelstunde:

« Oh, Renée! »

« Was? »

« Wir plaudern. Und meine Arbeit! Laß mich, Liebling. »

Sie ließ ihn in Ruhe, Bedingung, ein Kuß. Einige Augenblicke später begann die Szene von neuem. Die Vorwände waren zahlreich. Eine Seite, die Renée vorgab nicht zu verstehen, eine Frage wegen des Essens, wegen des morgigen Sonntagsspaziergangs. Wenn Renée nichts mehr einfiel, lehnte sie einfach ihren Kopf an Gilberts Schulter.

« Aber, Renée! »

« Was, Gilbert? »

« Liebes, du hinderst mich am Arbeiten. »

« Ich? aber ich sage doch kein einziges Wort. »

Schien er gereizt:

« Gut, mein Herr, ich gehe. Ich lasse Sie mit Ihren alten Schmökern allein. »

Eines Tages, als Gilbert eine ungeduldige Bewegung nicht unterdrücken konnte, nahm sie seinen Kopf in ihre Hände, sah ihn lange an, und sagte:

« Wie ernst du immer bist, Lieber! Du kannst nicht lachen. »

« Ja, ich bin langweilig, nicht wahr? »

« Du Böser, du bist mein Gilbert. »

So vergingen die ersten Monate.

Renée nahm ihre Selbstverleugnung wie ein Geschenk hin und

empfand leidenschaftliche Glückseligkeit. Manchmal schien sie ihre Schuld mit Stolz zu tragen. Dann wieder mußte sie sich anstrengen, um den Fehler gutzumachen, den die alte Renée begangen hatte.

Gilbert durchschaute es nicht, daß diese Ruhe nur ein durch die Größe der Liebe erkaufter Sieg über schweres Leid war.

« Wie schnell sie sich an den neuen Zustand gewöhnt hat », dachte er, fast ein wenig unwillig. « Kein Bedauern, kein Zögern, keinerlei falsche Betonungen! »... bewunderungswürdig!

Er selbst gab sich nie dem Augenblick ganz hin, wenn der Augenblick noch so schön war. Er mußte sein Glück erfassen, es in sich aufnehmen, seine Möglickeitsdauer berechnen, es mit anderem vergleichen, daß er früher empfunden oder daß er wünschte zu empfinden. Er behielt immer, auch in ihren leidenschaftlichsten Stunden, die Beherrschung über sich selbst. Manche Liebesworte versagte er sich auszusprechen, weil er fürchtete, sie lächerlich auszusprechen. Einstmals, als er Renée umarmte, brach er plötzlich in Lachen aus bei dem Gedanken, welch schönes Bild sie einem Photographen abgeben würden. Wohl bedauerte er dieses Klarsehen, das ihn nie verließ, aber er war auch stolz darauf.)

Die ersten Tage, die er mit Renée zusammen lebte, fühlte er sich einsam. Er liebte sie seit langem. Sie hatte ihn gefangen genommen, ihn in die Wahl zwischen Wunsch, Zorn und Bedauern gestürzt. Jetzt plötzlich gehörte sie ihm und er wußte nicht, was tun. Sein Reichtum bedrückte ihn. « Mein Reichtum? » frug er sich. Alle Bewegungen Renées, ihr Eifer, ihre Schamhaftigkeit, ihre Freude waren einfach und natürlich. Gilbert hingegen fühlte sich unbehaglich. Dieser Körper, den er an sich drückte, war ihm zu kostbar, er hatte ihn zu lange erträumt. Diese große, junge Frau, mit der stolzen Seele, die er immer sorgfältig gekleidet gesehen hatte, war wie ein kleines Kind bei ihm, fügte sich seinen Stimmungen! Er konnte mit ihr umgehen wie mit einem Spielzeug. Lange Zeit blieb ihm dies Staunen. Man mußte so blind sein wie Renée, um nicht zu sehen, wie linkisch und gekünstelt er war. Er fühlte diese Unbeholfenheit, litt darunter. Auch fand er in Renée nicht die sinnliche Offenbarung, die er ihr gab.

Wie geringschätzig er sein früheres Leben auch ansah, die Erinnerungen drängten sich ihm auf. Er war nicht mehr stolz auf seine einstige Tätigkeit als Journalist, auf seine Behauptungen, seine Angriffe. Aber damals handelte er doch wenigstens, wagte etwas. Jetzt konnte er das nicht von sich sagen. Manchmal begegnete er Petitbandeau, der ihm

von ihren alten Kollegen berichtete. Prince hatte mit Erfolg einen Roman veröffentlicht. Es war eine Art Bekenntnis, in dem der junge Mann eine homosexuelle Neigung analysierte, und diese Anomalität seines Helden zum großen Zeichen des Jahrhunderts stempelte.

Die *Bataille*, unter dem neuen Titel *Indépendance*, war ein sozialistisches Blatt geworden. Möglich, daß Fischer sich bei den nächsten Wahlen als Kandidat vorstellte. Gilbert hörte Petitbandeau gelangweilt oder tadelnd zu. Aber er hatte zu lange in der Gesellschaft von Männern seines Alters gelebt, um nicht diejenige Renées mitunter ungenügend zu finden. Ohne Zweifel waren diese jungen Leute mittelmäßig, aber sie waren handelnd, ehrgeizig und ihr Umgang, wenn er auch reaktiv wirkte, weckte die Energie Gilberts. Übrigens waren sie sicher ebensoviel wert, als die Professoren, bei denen Gilbert seine Vormittage verbrachte.

«Ich bereue nichts, gar nichts, verstehen Sie?» sagte er zu Petitbandeau.

An seiner langen Pfeife saugend, knurrte dieser:

«Sie haben gar nicht nötig, es zu beteuern.»

Aber Gilbert war jung und Renées Liebe bot alle Schlingen ihrer Ursprünglichkeit. Er, dem man den Übernamen «der Seminarist» gegeben hatte, um seine Zurückhaltung zu verspotten, erlebte Stunden plötzlichen Nachlassens. Dann war er selbst von solcher Kindlichkeit des Geistes und Körpers, daß Renée unwillkürlich mütterliche Bewegungen annahm.

Eines Abends waren die beiden jungen Leute zum Quai heruntergestiegen. Es war ein Spätsommerabend. Die Luft war mild. Nichts war anders, nichts schöner als sonst – vielleicht nur die Milde der Nacht. Doch war die Stimmung feierlich. Schon das leichte Geräusch ihrer Schritte auf dem Pflaster störte sie. Sie wagten sich kaum zu berühren. Sich an den Händen zu halten, wäre ihnen wie Verwegenheit erschienen. Sie erreichten die entlegenen Quartiere, lehnten sich über das Brückengeländer. Der Himmel wurde unbeweglich in großer Schwere. Gilbert verharrte schweigsam, er hätte sagen mögen, daß dieser einfache Augenblick ihm ewig erschien, seine große Zärtlichkeit für Renée ausdrücken, auch sagen mögen, daß Renée und er wie zwei Kinder in Gefahr seien, daß sie sich warm halten müssen und sich bemühen, einander glücklich zu machen. Er sah die junge Frau an. Dieser Moment ergriff sie so, daß ihre Augen voll Tränen standen. Aber aus Angst, daß Gilbert über ihr Weinen ungehalten sein könne, beugte sie den Kopf über das

schwarze Wasser. Er glaubte, daß sie müde sei und nicht wagend zu klagen, schon halb schlief.

«Gehen wir heim», sagte er, ein wenig bitter.

Sie gehorchte, sich innerlich verwünschend, daß es ihr nie gelang, ihm zu gefallen.

«Du hast doch nicht kalt, Gilbert?»

Er zuckte die Achseln. «Also daran denkt sie, während ich den sentimental Narren spiele.»

Er ging schneller, sie hatte Mühe, ihm zu folgen. Auf diesen schlecht gepflasterten Straßen, die ihr unbekannt waren, glitt sie aus und mußte sich auf Gilbert stützen, den dies zu ärgern schien.

Sie wagte nicht mehr, ihre Tränen zu trocknen.

Plötzlich blieb sie stehen. Mitten auf einem kleinen Platz, im Mondlicht. Ihre beiden Hände lagen auf Gilberts Arm.

«Gilbert», rief sie.

In ihrer Stimme klang eine solche Zerrissenheit, daß Gilbert erschrak und sich zu ihr wandte.

«Liebst du mich, sag es, Gilbert?»

Es war das erste Mal, daß sie ihm diese Frage stellte. Sie wandte ihm ihr flehendes Antlitz zu. Dann übermannte sie der Schmerz. Sie legte den Kopf auf des jungen Mannes Schulter und schluchzte. Bestürzt über diesen plötzlichen Ausbruch, wußte er nicht, was sagen, um sie zu trösten. Ihr Körper preßte sich an ihn, er fühlte seine Formen, seine Wärme. Sanft küßte er die Haare seiner Geliebten, dann ihre Augen.

«Hat man einen großen Kummer, Renée?»

Sie nickte. Versuchte zu lächeln, weinte noch mehr, und sich seinem Arm entziehend, trocknete sie ihre Tränen im Dunkel. Als sie wieder kam, sagte sie mit bittender Stimme:

«Ist man ein dummes Kleines, Gilbert?»

Sie gingen weiter, halb umschlungen.

Zuhause ergriff sie eine große Verlegenheit, als sie sich entkleideten. Umsonst ihre Versuche, zu lachen – sie blieben ernst.

Später, als Gilbert fragte:

«Weinst du noch?»

«Denke nicht mehr daran, ich bin so glücklich.»

Ihre Umarmung war für sie kein Spiel, sondern eine Zuflucht.

2.

Frau Wachfield, die Hauswirtsfrau der jungen Leute, war eine dicke, kurzgliedrige Frau, mit kleinen Augen in einem großen Porzellan-
gesicht. Sie war stolz auf die besondere Weiße ihres Teints. Man konnte
sie nicht schlimmer beleidigen, als wenn man sie verdächtigte, sich zu
pudern.

« Crèmes! Puder! Oh, liebe Dame, ich habe mich in meinem ganzen
Leben nur zweimal gepudert, einmal, als ich zu einem Ball ging
(weil ich eine Flechte hatte), und einmal an meinem Hochzeitstag,
weil es da alle tun. »

Frau Wachfield genoß die Achtung und Sympathie des Viertels.
Sie war träge und kam leicht außer Atem. Sie erzählte gern, daß sie
ihre Hauswartstelle nicht nötig habe, um bequem zu leben. Ihr Mann,
ein Kurzwarenhändler, hatte ihr vor zehn Jahren eine nennenswerte
Rente hinterlassen.

« Aber, was wollen Sie, man muß doch eine Beschäftigung haben.
Und dann, an Yvones Mitgift will ich nicht rühren! »

Es war sehr drollig, diese tüchtige Frau, die nicht zehn Schritte
machen konnte, ohne zu stöhnen, über Arbeit reden zu hören. Morgens
brachte ihr Yvonne, ihre Tochter, die Schokolade und die Brötchen
ans Bett.

« Aber, Yvonne, sie sind nicht heiß, die Brötchen! »

« Mama, sie kommen gerade aus dem Ofen! »

Dann zog sie sich umständlich an, setzte ihre Brille auf und sortierte
die Post. Diese bestand höchstens aus einem Dutzend Briefe und
Zeitungen, aber das Entziffern der Adressen, das Abwiegen und Ordnen
nahm eine halbe Stunde in Anspruch. Den Rest des Vormittags brachte
sie mit dem Lesen der Zeitung zu. Nachmittags schlummerte sie auf
der Chaiselongue, schwatzte mit ihren Mietern und Nachbarn. Auf
dem Schoß hielt sie eine wunderschöne Katze.

Eines Tages, als Renée heimkam, fing die Katze an, sich an ihr zu
reiben und ruhte nicht, bis Renée sie auf den Arm nahm. Frau Wach-
field ließ die Zeitung fallen:

« Yvonne », rief sie, « aber sieh doch nur, Yvonne, mein Gott, Minouche
schmeichelt der Dame! »

Die Katze war sonst ziemlich wild. Die plötzliche Zärtlichkeit zu
Renée bildete einen Monat lang das Erstaunen der Hauswirtsfrau.

Das Zusammenleben Renées und Gilberts weckte Klatschereien im

Viertel. Man wußte nicht, ob sie verheiratet seien. Sie setzten sich über die öffentliche Meinung hinweg und man argwöhnte etwas Geheimnisvolles in ihrer Liebe. Man sah nicht auf sie herab, man fand sie sonderbar. Warf man Gilbert vor, hochmütig zu sein, so erkannte man an, daß Renée keine schlechte Person sei. Man sah sie morgens ihre Einkäufe machen. Sie war höflich mit den Händlern. Sie warf das Geld nicht heraus, aber sie feilschte auch nicht. Doch vermied sie Unterhaltungen und schien immer eilig.

Die guten Beziehungen, welche Minouche zu Renée unterhielt, bewirkten, daß Frau Wachfield die Feindseligkeiten einstellte, die sie zuerst gegen «das Pärchen im sechsten» gezeigt hatte. Sie grüßte Renée mit herablassendem Lächeln, forderte sie auf, sich zu ihr zu setzen, ja, sie ging so weit, sie von ihrem Anislikör kosten zu lassen, dessen Herstellungsweise außer ihr nur eine alte Bäuerin kannte. Und diese war vielleicht schon gestorben.

Frau Wachfield war stolz auf ihre Tochter. Sie schaute ihr gerührt zu, wie sie die Haushaltsbücher führte, die Ausgaben und Einkünfte des Hauses überwachte. Sie sagte: «Yvonne hat die Klugheit ihres Vaters geerbt.»

Yvonne Wachfield war achtzehn Jahre alt. Bis zum vorigen Jahr hatte sie eine Klosterschule als externe Schülerin besucht. Sie fiel durch ihre Sanftmut und Frömmigkeit auf. Bei einer Wohltätigkeitsvorstellung gab sie die Rolle der Jungfrau von Orleans mit solcher Begeisterung, daß der Generalvikar, der dem Spiel beiwohnte, sich die Augen trocknete und ihr sagte: «Gott segne dich, mein Kind, du hast mir eine große Freude gemacht!» Die Examen bestand sie mit Auszeichnung, ihr Diplom wurde eingerahmt und über dem Kamin aufgehängt, neben dem Ehrendiplom des seligen Kurzwarenhändlers.

Betrachtete man Yvonne, so war man überrascht durch ihre Haut und ihre Augen. Ihr Teint war bleich, nicht von jener zarten Weiße, die künstlich wirkte wie bei ihrer Mutter, sondern farblos mit einigen, Sommerflecken in der Nähe der Ohren. Unter den Augen und um die Nasenflügel schien die Haut beinahe blau wie von einer Wunde. Man frug sich, von wem Yvonne diese Augen habe. «Nicht von mir und nicht von meinem Seligen», sagte Frau Wachfield. Schließlich hatte man diese Augen auf einem alten Porträt entdeckt, auf dem einer Tante des Kurzwarenhändlers, welche Nonne gewesen war und Gesichte gehabt hatte (man verstand nicht, warum der Bischof jedes Gerede über diese Gesichte unterdrückt hatte). Seit dieser Entdeckung

nannte Frau Wachfield ihre Tochter manchmal: « das Stiftsfräulein ». Yvones Augen waren sehr groß, sehr schwarz und tiefliedend. Wenn sie sich jemanden zuwandte, blickte sie ihn lange unbeweglich an, wie träumend. Nicht zudringlich, aber man fühlte sich irgendwie unbehaglich. Yvonne sprach wenig, man hörte es kaum, wenn sie sich bewegte, ihr Leben schien in ihren Augen zu ruhen. Mitunter lächelte sie ohne ersichtlichen Grund; es war ein inwendiges Lächeln, das Gesicht bewegte sich kaum, dann erstarrte es. Nach einigen Augenblicken sagte sie z. B.: « Ich dachte gerade an Frau Delanne, die Gemüsefrau, die sagte letzten Montag, es würde die ganze Woche regnen. » Doch manchmal konnte eine Krise ausgelassener Fröhlichkeit sie überkommen. Dann lachte sie Tränen über das Gähnen der Katze, über einen Ausdruck ihrer Mutter, über den Gang eines Vorübergehenden, sprang, hüpfte auf einem Bein herum, sang irgendwelche Worte, die ihr gerade auf die Lippen kamen.

« Yvonne, du bist nicht ernst zu nehmen », sagte ihre Mutter, den Kopf schüttelnd.

Yvonne schloß sich eng an Renée an. Und dies war das zweite Erstaunen für Frau Wachfield, denn ihre Tochter schloß sich selten an. Renée hörte das Rascheln eines Kleides vor ihrer Tür, dann ein leises Husten. Es war das junge Mädchen. Sie blieb meist, an den Kamin gelehnt, stehen.

« Yvonne, setze dich doch! »

Yvonne antwortete nicht. Sie sah Renée zu, wie sie ihren Haushalt besorgte, das Essen zubereitete.

« Yvonne, was hast du heute vormittag gemacht? »

« Oh, nichts. »

Renée fühlte Yvones Augen mit jenem seltsamen Ausdruck auf sich ruhen, den sie sich nicht zu erklären vermochte.

« Yvonne, ich wette, du hast dich gelangweilt! »

« Ich? oh, nein. »

Sie sprach leise, sie betrachtete gern Renées kleine Toilettengegenstände, so bescheiden diese waren. Sie nahm sie behutsam in die Hand, hielt sie lange, und stellte sie ungerne wieder an ihren Platz. Sie wagte nie, Sachen zu berühren, die Gilbert gehörten; diesen kam sie nur ängstlich nahe.

« Dies gehört Herrn Gilbert, dies schöne Buch, nicht wahr? »

« Sie liebt dich, Gilbert », sagte Renée, sie sagte es scherzend, sie wußte, daß Yvonne verlobt war.

Wenn das junge Mädchen Gilbert begegnete, grüßte sie ihn mit einem schwachen Lächeln. Eines Tages überredete Renée sie, den Tee bei ihr zu nehmen, in Gilberts Gesellschaft. Yvonne saß mit gesenkten Augen, nicht aus falscher Scham oder Koketterie, nein, wie eine Betende an einem heiligen Ort. Als sie fortging, flüsterte sie der sie begleitenden Renée zu:

« Wie er Sie liebt! »

Ihre Besuche wurden häufiger. Bald verging kein Tag, an dem sie nicht wenigstens eine Stunde bei Renée verbrachte. Eines Morgens, als Renée sich vor Gilberts Heimkommen noch schnell umkleidete, stürzte Yvonne auf sie zu, hielt ihre Arme fest, ehe sie ihr Kleid übergestreift hatte, und betrachtete sie. Ihren Kopf an Renées Hals pressend rief sie aus:

« Wie schön Sie sind! Oh, wie glücklich müssen Sie sein! »

Renée setzte sich, zog Yvonne an ihre Seite und streichelte ihre Hände.

« Und du selbst, Yvonne, dein Bräutigam sagt dir doch auch, daß du schön bist? »

« Ja, ja, Georg ist gut, das wissen Sie. Er liebt mich. Nicht wahr, Renée, nicht wahr? »

« Aber sicher, Yvonne, er liebt dich, ganz sicher! »

« Sagen Sie mir etwas, ohne zu lügen, ich wage es kaum, Sie zu fragen. »

« Yvonne! »

« Glauben Sie, daß auch wir, Georg und ich, uns eines Tages so lieben werden wie Sie und Herr Gilbert? »

Ohne eine Antwort abzuwarten, als ob sie diese fürchte, begann sie leise zu sprechen, fast klagend. Ihr Gesicht an Renées Schulter gelehnt.

« Wenn Sie wüßten, wie ich Sie beneide! Alle Tage bete ich, Gott möge mich so glücklich werden lassen, wie Sie es sind. Ihr Leben ist so schön! Ich fühlte das sofort das erste Mal, als ich Sie sah. Sie schienen mir so anders als alle andern Menschen. Mama wußte nicht, was sie von Ihnen halten sollte. Wenn Sie in den ersten Tagen ausgingen, sahen Ihnen alle Leute nach. Ich auch. Ich schaute auch, aber ‚ich wußte es schon‘, verstehen Sie mich? »

« Nun sieh mal an! Und ich ahnte das alles nicht! Kleine Schauspielerin! Aber was findest du denn an uns so Besonderes, Yvonne? »

« Oh, alles. Das ist nicht schwer zu sehen. Ihre Bewegungen, Ihre Worte, sehen Sie, die Art, wie Sie jetzt lächeln! Ach! wenn Sie nicht derart glücklich wären, könnten Sie nicht so lächeln. Sie scheinen nie

allein zu sein. Wenn ich bei Ihnen bin, – ich – ich zähle nicht, das fühle ich gut. Es ist immer noch ein anderer im Zimmer. Sie scheinen ihn immer zu sehen und zu ihm zu sprechen. Ach, ich möchte so sein wie Sie!»

«Aber bald wirst du es sein, Yvonne.»

«Ja, ja, oh, bitte, seien Sie meine Freundin! Ganz sicher wird mir das Glück bringen.»

Renée freute sich dieser Freundschaft. Sie hatte ein großes Verlangen danach, jemanden zu beschützen. Sie hörte mit Bewunderung, nicht mit Tadel von ihrer Liebe reden; dadurch fühlte sie sich wertvoller in Gilberts Augen. Denn sie fing an, unsicher zu werden über seine Neigung zu ihr; sie frug sich, ob Gilbert sie immer lieben würde, ob er sie noch mit gleicher Stärke liebe.

Eines Tages – seit sechs Monaten lebten sie nun zusammen – kündigte Gilbert ihr an, daß er eine größere Arbeit zu unternehmen gedenke. Es handelte sich um eine Biographie von Robespierre, um die ihn ein Verleger, auf Veranlassung Petitbandeaus, gefragt hatte. Morgens war Gilbert durch seine Stunden in Anspruch genommen; er mußte also den Nachmittag für die neue Beschäftigung opfern. Renée preßte die Hände zusammen. Seit einiger Zeit schien es ihr, als ob Gilbert die Zeit mit ihr lang werde. Sie warf sich vor, ihn zu sehr mit Beschlag zu belegen, ihn von ernstlichem Suchen zurückzuhalten. Aber es waren wohl hauptsächlich Gewissenszweifel, die sie quälten. Denn jetzt sah sie weniger denn je die Notwendigkeit der Arbeit für Gilbert ein. War ihm ihre Liebe denn nicht genug?

«Dummerweise werde ich fast alle Nachmittage in der Nationalbibliothek sein müssen», fügte Gilbert hinzu.

Das war ärgerlich. In der Bibliothek war es bestimmt nicht so gemütlich wie in ihrer Wohnung; aber solange Renée bei ihm sein konnte...

«Bei mir? Was denkst du, Kleines? Dies ist eine ernste Arbeit. Du würdest mich stören.»

«Du willst mich allein lassen, Gilbert? Oh, schon des Vormittags bin ich allein!»

«Sicher! Und du hast mir selbst gesagt, daß du dich nie langweilst; also wirst du dich nachmittags auch nicht langweilen.»

«Aber, Gilbert, morgens langweile ich mich nicht, weil ich weiß, daß ich des Nachmittags nicht allein sein werde...»

Sie setzte sich auf das Bett, den Kopf gesenkt. Sie zwang sich nicht zu weinen, «vernünftig» zu sein, um Gilbert nicht zu reizen. Aber

unter der Vorstellung, allein zu bleiben, beinahe den ganzen Tag brach sie zusammen. Sie würde nicht mehr mit ihm reden können, er würde nicht immer wieder aufstehen, um sie zu küssen, der Nachmittag würde nicht mehr wie ein langandauerndes Fest, wie Ferien sein. Gilbert ging im Zimmer hin und her. « Ich tue ihr weh », dachte er. « Aber ich muß diese Arbeit annehmen, wir brauchen Geld. » Doch um nichts in der Welt hätte er Renée diesen Grund angegeben. Er stellte nur wieder einmal fest, daß er seine Unabhängigkeit preisgegeben hatte. « Schönes Gefühl um die Liebe, – der Gipfel des Egoismus. Weil Renée mich liebt, muß ich den geschlagenen Tag in ihren Armen verleben, schlafen und kindisch tun. »

Einige Stunden später schien die junge Frau sich gefaßt zu haben.

« Aber früher, Gilbert, da nahmst du mich doch mit in die Bibliothek. »

Sie räumte den Tisch ab. Sie dachte daran, daß keine Butter mehr da sei, und daß sie keine kaufen könne, weil das Geld zu Ende war. Sie stutzte plötzlich, errötete, und biß sich auf die Lippen.

« Gilbert », murmelte sie. . .

Aber es würde ihn verletzen, wenn sie ihn merken ließe, daß sie den Grund zu seiner Arbeit erraten hatte.

« Nun? »

Sie lief zu ihm, küßte ihn.

« Nichts, ich habe dich lieb. »

« Also ist man endlich vernünftig geworden? »

« Ach, man muß wohl. »

Aber an diesem Abend war ihnen der Frieden nicht beschieden. Gilbert wollte eine Zeitung lesen; Renée bestand darauf, sie zu holen. Es vergingen fünf Minuten, eine halbe Stunde, sie kam nicht wieder. Gilbert wurde ängstlich, schaute aus dem Fenster. « Wie ich an ihr hänge », dachte er. « Ich kann nicht mehr ohne sie leben. Wie ein Kind bin ich, das seine Mutter verloren hat. » Was war geschehen? Ein Unglück? Eine Begegnung? Sie kannte seine Unruhe. Sie war froh, allein auszugehen. Wen mochte sie begegnet haben? Wenn sie nicht zurückkäme? Er nahm seinen Hut. Lief die Treppe hinab. An der Haustür prallte er mit Renée zusammen, die eilig wiederkam. Sein Gesicht wurde eisig; ohne ein Wort zu sagen, stieg er die Treppe hinauf, setzte sich mit einem Buch in eine Ecke.

« Aber Gilbert, bin ich schuld? Ich konnte die Zeitung nirgends bekommen. »

Sie hatte bis zum nächsten Zeitungsstand laufen müssen.

« Gilbert, was hast du? warum sprichst du nicht? »

Außer sich über sein Schweigen, stand sie mitten im Zimmer, die Zeitung in der Hand. Einige Stunden vergingen; sie hatte es aufgegeben, sich zu rechtfertigen. Auf einmal empfand Gilbert eine Entspannung, er überdachte die Erklärungen Renées, erkannte ihre Richtigkeit, wurde selbst traurig. Er nahm Renées Hand, küßte sie:

« Meine arme Renée! »

« Gilbert, » sagte sie, « bleibe nie wieder so stumm. Das macht mir Angst. »

Am andern Morgen, als er sie verließ, steckte sie ihm einen Zettel zu und flüsterte:

« Lies dies erst draußen, nicht hier, bitte. »

Sie stieß ihn zur Tür hinaus. Er gehorchte lächelnd, wartete mit Lesen, bis er auf der Straße war. Da stand:

« Mein Gilbert,

So dumm ich auch bin, ich errate doch manches. Wenn ich dich betrübe, mußt du keine Angst haben, mich zu schelten. »

Er war darüber so gerührt, daß er beschloß, die geplante Arbeit aufzugeben. Mittags teilte er diesen Entschluß Renée mit. Nun war sie es, die darauf drang, daß er die Sache ausführe. Alles, was sie für sich erbat, war, daß sie ihn abholen dürfe, jeden Abend an der Bibliothek.

« Fangen wir gleich heute an, heute bin ich tapfer! »

Er nahm an. Als er zur Bibliothek ging, tat ihm Renée leid. Aber er empfand doch eine lebhafte Genugtuung darüber, frei, Herr seiner Zeit zu sein. Dies Gefühl hielt an. Seine Arbeit fesselte ihn. Er hatte die großen Gestalten der Revolution immer bewundert. Er wollte eine unparteiische Abhandlung über das Leben und Wirken Robespierres entwerfen, aber er wurde unwillkürlich sein Lobredner. Er wurde eifersüchtig auf seinen Helden. Früher hatte er Robespierre Saint-Just, Etienne Marcel als seinesgleichen betrachtet; seine Zukunft konnte ebenso glänzend werden als die ihre. Aber sein Selbstvertrauen verringerte sich von Tag zu Tag. Das war ein Hauptgrund seines Unbehagens. Besessen von dem Gedanken an Renée, sagte er sich:

« Als Gefangener einer Frau wäre Robespierre bestimmt nie Robespierre geworden. »

Er fuhr fort: « Ich langweile mich nicht bei Renée. Und manche Stunden, die ich mit ihr bin, sind sicher die köstlichsten, die ich je erlebte und erleben werde. » Aber gerade dieses Köstliche machte ihn mißtrauisch. Seit seiner Kindheit hatte er vor nichts so Furcht als vor

dem geistigen Einschlafen. Renées Liebe, alle die tausend Freuden, die ein Liebender bei seiner Geliebten findet, schienen ihm ebenso viele Fallen zu sein.

Er hatte Angst davor. Als Kind hatte die Leidenschaft, andere und sich selbst zu übertreffen, ihn mit Freude erfüllt, denn sie zeigte ihm nur erreichbare Ziele. Erster in der Klasse sein, besonderes Verständnis für einen Artikel in den *Pensées* haben. Er dachte, daß später das wirkliche Ziel seines Lebens auch so klar vor ihm liegen würde. Er suchte dies Ziel vergebens; aber er behielt den gleichen Eifer, die Freude am Handeln, den uneingestanden Wunsch nach Ruhm und Macht, das Verlangen nach etwas Dauerhaftem, Vollkommenem. Enttäuscht, unbeschäftigt, quälte ihn dieses Verlangen. Um ihm zu entfliehen, gab er sich dem entgegengesetzten Streben hin, dem natürlichen Wunsch nach Zärtlichkeit und Sinnenlust. Er hatte lange geglaubt, dieses Streben mit seinen Heroengelüsten harmonisch vereinen zu können. Das war zu jener Zeit, als er davon träumte, mit Renée ein Liebes- und Geistesleben führen zu können. Jetzt, wo er sich mehr und mehr gefesselt fühlte durch diese Neigung, erschien sie ihm wieder unseliger Teil seiner selbst. Er nannte sie eine « kranke » Neigung und übertrug auf Renée die Furcht und fast die Verachtung, die er empfand.

3.

Ein Jahr war vergangen, seit die jungen Leute einander angehört. Beide hatten sich das Datum dieses Sommertages, den sie an einem kleinen Ausflugsort verlebt hatten, wohl gemerkt, und als der Tag sich jährte, wollten beide einander zeigen, daß sie ihn nicht vergessen hatten.

« Ich komme heute mittag nicht heim », sagte Gilbert, als er fortging, « ich habe den ganzen Tag zu tun. »

Er gedachte heute nachmittag sein *Leben Robespierres* zu beenden und es dem Verleger zu bringen. Dieser würde ihm die Hälfte der vereinbarten Summe aushändigen, den Rest bei der Veröffentlichung des Buches. Aus diesem Erlös hatte Gilbert beschlossen, einen Ring für Renée zu kaufen.

Der Vormittag verging schnell. Schlechtgelaunt betrat Gilbert eine Bar, nahm ein Butterbrot und ein Glas Kaffee und begab sich wieder in die Bibliothek. Er stellte einige Daten richtig, schrieb seine Schlußfolgerung nochmals ab und numerierte die Seiten seines Manuskriptes.

Als er gerade fortging, begegnete er Petitbandeau. Trotz des Sommers in seinen Mantel gehüllt, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, Hände in den Taschen, ging Petitbandeau seiner Gewohnheit nach an den Mauern entlang streifend und das Straßenleben beobachtend. Gilbert empfand ihm gegenüber Achtung und Mitleid, in das sich manchmal ein gewisses Widerstreben mischte. Er warf ihm vor, mehr scheinen zu wollen, als er war; – eine trockene Natur, grob und sogar unsauber. Jedesmal nach einer Unterhaltung mit ihm, fühlte er sich gereizt gegen sich selber und beschloß, Petitbandeau zu meiden. Aber Petitbandeau war so ungefähr der einzige Mann, mit dem er jetzt reden konnte; auch brachte er ihm sein früheres Leben in Erinnerung und das war Gilbert nicht unangenehm.

«Sie arbeiten immer noch?» fragte Petitbandeau mit leichter Betonung.

«Nein, ich bin fertig.»

«So begleiten Sie mich!»

«Wohin?»

«Sie werden sehen. Zu etwas Reizvollem. Vereinigung. Reden. Menschheitsschicksale. Kommen Sie! Nur für eine Stunde. Es wird Sie unterhalten. Nur zwei Schritte von hier. Nun?»

Gilbert zögerte.

«Aha», machte Petitbandeau, «man erwartet Sie. Laufen Sie!»

Gilbert zuckte die Achseln und folgte ihm. Der Journalist sagte nichts, witzelte nur von Zeit zu Zeit über einen Vorübergehenden oder einen Laden.

«Geht's Ihnen nicht gut? Hat eine Ihrer Katzen sich die Pfote verrenkt?»

Petitbandeau blieb einige Augenblicke stumm, dann stehenbleibend, sagte er:

«Sie haben es gut getroffen.»

Gilbert hatte ihn nie gerührt gesehen, außer, wenn er mit seinen Tieren war. Mitunter hatte er deren ein Dutzend; Katzen, Hunde und Affen, die Mehrzahl häßlich und krank; er las sie auf der Straße auf oder nahm sie den Nachbarn, die ihre Tiere nicht pflegten, weg. Er redete mit ihnen wie mit erwachsenen Menschen, mit jedem in einem anderen Ton.

«Lucie ist tot», seufzte er.

Er nahm Gilberts Arm, ging weiter und mit gesenktem Blick und oft bebender Stimme erzählte er:

« Lucie, diese arme kleine Hündin, ein so sanftes Wesen. Ich fand sie halbtot, räudig, vor jetzt sechs bis sieben Monaten, warten Sie, es war gerade einen Abend vor Weihnachten. Gott, wie es regnete! Die Arme war naß wie ein Schwamm! Sie bellte nicht. Sie sah mich an mit Augen – Augen – –! Sie fühlte, daß sie nicht lange bei mir bleiben würde. Wissen Sie, Tiere fühlen das lange vorher. Heute nacht starb sie, um zwei Uhr. Sie zitterte am ganzen Körper. Ich nahm sie in mein Bett, aber sie zitterte immer noch. Sie hatte nur noch Kraft, meine Hände zu lecken. Ich wollte ihr zu trinken geben, sie wandte mir den Kopf zu und streckte die Zunge heraus, aber sie konnte nicht mehr trinken. Sie sah mich mit einem armen, kranken Blick an, als wolle sie sich entschuldigen wegen der Mühe, die sie mir mache. Dann starb sie. Es ist etwas Großes um das Sterben eines Tieres... »

« Haben Sie nie einen anderen großen Schmerz erlebt? »

« Ich habe keinen großen Schmerz erlebt seit dem Tod meiner Mutter. Aber meine Mutter war nicht viel wert. Wenn ich nur sie gehabt hätte, hätte ich von Salben und Schönheitswassern leben müssen. »

Er bemerkte den Ausdruck von Ekel in Gilberts Zügen und sagte mit schleppender Stimme:

« Nicht fein? hm! Pose! Als ob die Welt nicht vollgepfropft wäre mit Zartheit, mit feinen, kleinen Dingen für die Damen! »

Zwei- oder dreihundert Personen füllten die Hälfte des Vereins- saales. Arbeiter, Angestellte, Frauen, welche zu elegant gekleidet waren für diese Gelegenheit in Begleitung von glattrasierten, jungen Leuten. Die Diskussion ging um das Stimmrecht der Frauen. Aber das Thema hatte sich erweitert; ein häßliches, junges Mädchen mit flackern- den Augen forderte volles Lebens- und Sittenrecht für die Frau.

« Sehen Sie Prince dort? »

« Wo? »

« Dort hinten in der dritten Loge, neben der Dame in Grün. Es geht ihm gut, dem Jungen. Das ist die Prinzessin D.... diese Dame. »

Prince hatte sie gerade bemerkt und grüßte, indem er lächelnd seinen Handschuh an den Mund führte. Gilbert tat, als sähe er ihn nicht.

« Sie ist hysterisch, diese Prinzessin, nicht? »

« Hysterisch? Nein, sie beschützt die Künste. Sie drücken sich nicht richtig aus. »

Eine Viertelstunde verging.

« Ich frage mich », sagte Gilbert, « warum Sie mich hierher geschleppt haben? Ich werde doch keine Berichterstattung über diese Albernheit schreiben. »

« Warten Sie nur, Sie haben das Beste nicht gesehen... Sehen Sie da diesen Mann, kennen Sie ihn? » Es war Fischer. Er drückte einige Hände, näherte sich dem Tisch, der die Tribüne darstellte, sah lange ins Publikum und begann mit gutmütiger Stimme zu sprechen. Manchmal gab er vor, zu zögern, Skrupel zu hegen, fuhr dann mit Schwung fort. Die Stimme war bebend, niedrig, heiß. Er machte wenig Gesten. Seine Haltung und Aussprache, die Einfachheit seines Vortrages machten unbedingt einen aufrichtigen Eindruck. Nur gewisse listige Lichter, die zwischen seinen Lidern hervorblitzten, ein gewisses Spiel der Finger ließen den, der ihn länger kannte, das Berechnete in seiner Haltung erkennen. – Es wurde lebhaft applaudiert.

« Nun », fragte Petitbandeau, « was denken Sie über diesen lieben Freund? »

« Was für ein Hanswurst! »

Der Journalist betrachtete Gilbert belustigt. In diesem Moment bemerkte Fischer, welcher seinem Platz zustrebte, die beiden, schüttelte Petitbandeau die Hand und klopfte Gilbert auf die Schulter:

« Nun, geht's gut, junger Mann? » sagte er ganz ruhig.

Gilbert erleichte, richtete sich halb auf, ohne die Hand zu ergreifen, die jener ihm bot. Fischer lächelte nachsichtig.

« Immer noch derselbe! Auf bald, Petitbandeau. »

Er ging weiter.

« Setzen Sie sich doch; man wird auf Sie aufmerksam. »

Gilberts Hände zitterten.

« Gehen wir », sagte er.

Ohne jemanden anzusehen, die Hände geballt, starren Auges verließ er den Saal.

« Dieser Lump! » schimpfte er, « mir das zu bieten, das zu wagen! Mir, dieser elende Schuft! »

« Kommen Sie zu sich », brummte Petitbandeau, dem die Szene nicht zu mißfallen schien.

« Ihre Schuld, Petitbandeau! Wozu bringen Sie mich in diese Schwätzergesellschaft? Ich möchte diesen Halunken prügeln. Ich werde... ich werde... dieser Idiot! »

« Ah, nicht so ein Idiot, wie Sie meinen! Das ist ein Kerl, der seinen Weg machen wird. »

«Aber wofür hält er mich? Glaubt er, ich sei... ich sei..., daß ich?... Erinnern Sie sich, Petitbandeau, wie er früher vor mir zu kriechen pflegte? Erinnern Sie sich? Und das Lächeln, die Schmeicheleien von Prince? Diese Kanailen!»

«So starke Worte! Und alles das, weil ein Freund, ein alter Freund Sie auf die Schulter geklopft hat? Bei Gott, wenn alle so wären wie Sie, was würde aus uns!»

Petitbandeau beobachtete Gilbert spöttisch von der Seite. An einer Straßenecke traf er einen Mitarbeiter von der *Humanité*. Gilbert ging allein weiter.

Der Abend kam. Der Zorn des jungen Mannes verrauchte; aber seit er mit Renée zusammenlebte, hatte er solche Bitterkeit nicht empfunden. «Vor zwei Jahren», sagte er sich, «hätte er nicht gewagt, so mit mir zu sprechen. Jetzt, soviel ist sicher, bin ich erledigt für sie. Armenbegräbnis. Ich lache über ihre Meinung. Aber ich werde es ihnen zeigen, ich werde...», er lachte und sagte laut, «ja, was werde ich ihnen zeigen?» Ein Kind, das vorüberging, blieb mit offenem Mund stehen.

«He, du», sagte Gilbert zu ihm, «was werde ich ihnen zeigen?»

Er trat in ein Café ein, setzte sich, ging gleich wieder hinaus, ohne etwas zu nehmen. «Was werde ich ihnen zeigen?» «Haben sie letzten Endes nicht recht? Führe ich nicht, seit einem Jahr, das Leben eines Feiglings? Ich habe einen ehrenhaften Beruf! Ich habe warm, ich schlafe, ich habe eine Frau zum Liebhaben. Alle meine Bedürfnisse sind erfüllt, alle meine Wünsche!»

Am Gerichtsgebäude vorbeigehend, sah er, daß es sieben Uhr war, dachte an Renées Unruhe, und war befriedigt darüber; er opferte dieser Frau genug von sich, jeden Tag. Ich habe ihr eine Überraschung versprochen, dachte er. Schöne Überraschung! Mit den zwanzig Franken, die ich noch in der Tasche habe! Es war zu spät, um noch zu dem Verleger zu gehen. Er öffnete sein Manuskript. Es waren 250 Seiten, Ergebnis sechsmonatiger Arbeit. Sechs Monate regelmäßiger Arbeit, Arbeit eines guten, kleinen Bureauangestellten. «Ich habe mich verkauft. Jetzt bleibt mir nur noch übrig, brav meinen Lohn abzuholen.» Die Tränen kamen ihm. «Ist es denkbar», flüsterte er, «daß ich soweit gekommen bin?» Er schleuderte das Manuskript in den Fluß. Vorübergehende blieben stehen, sahen die weißen Bogen auseinanderfliegen, die Strömung hinabtreiben.

«Er ist verrückt», sagte ein junges Mädchen zu seinem Begleiter. Gilbert drehte sich brüsk herum.

« Komm doch », sagte der Freund des Mädchens, « laß ihn doch! »

Yvonne hatte den Nachmittag bei ihrer Freundin verbracht.

« Heute haben wir einen Festtag », hatte ihr die junge Frau anvertraut.

« Ihr Hochzeitstag? »

Renée wurde rot und nickte. Yvonne klatschte in die Hände und umarmte die junge Frau. Dann begleitete sie diese zu einem Althändler am Quai. Als Renée einmal mit Gilbert in diesem Laden gewesen war, hatte sie gesehen, daß er ein Buch in die Hand nahm, es durchlief, nicht lassen konnte. Sie frug:

« Ist es interessant? »

Er zeigte es ihr, es waren die *Pensées* in einer der ersten Auflagen.

« Wenn wir einmal reich sind... » sagte er zu Renée.

Aber diese ließ sich schon am nächsten Morgen das Buch zurücklegen, und brachte es fertig, das Geld dafür zusammenzusparen. Dies Buch kaufte sie mit Yvonne zusammen. Sie legte es in einem Umschlag auf Gilberts Schreibtisch. Yvonne strahlte. Sie nahm Renées Arm, lehnte sich an sie, drückte ihr Gesicht an den Hals der jungen Frau.

« Und Blumen », rief sie. « Haben Sie an Blumen gedacht? »

« Nachher », sagte Renée lachend.

« Nein, gleich! Wenn er schon käme! Lassen Sie mich sie holen, ich eile! »

Ohne auf Renée zu hören, die ihr Geld geben wollte, lief sie die Treppe hinunter.

« Yvonne », rief Frau Wachfeld, die sie vorbeistürmen sah, « du wirst dich erhitzen, Kind. »

Yvonne kam rasch wieder, die Arme voll Blumen, lief schnell in ihre Wohnung, umarmte ihre Mutter, zog die Katze am Bart und stieg zu Renée hinauf.

« Yvonne! Wildfang! Und deine Mutter glaubt dich so kalt! »

« Mama? Ja, manchmal. Gestern sagte sie zu mir: ‚Meine arme Yvonne, ich begreife nicht, wie dein George so einen kleinen Eisberg lieben kann.‘ Aber George denkt nicht wie sie, oh, nein! »

Sie lachte leise, hielt an und hatte wieder ihr ruhiges Aussehen.

« Yvonne », schlug Renée vor, « willst du nicht mit uns essen? »

Ihre Augen wurden groß.

« Oh, das meinen Sie nicht im Ernst. An einem Gedenktag! »

« Du hättest uns nicht gestört », erwiderte Renée.

Aber sie insistierte nicht. Sie betrachtete den Tag wie Yvonne.

Die Stunden vergingen, es dämmerte, das Essen war bereit und Renée hatte mit Yvones Hilfe eine Torte hergestellt.

« Yvonne », sagte sie, « er müßte schon da sein. Ich habe Angst, daß ihm etwas zugestoßen ist. »

« Er besorgt eine Überraschung für Sie! »

« Armer Gilbert! Ich brauche keine Überraschung. »

« Oh, doch! Man braucht Überraschungen nie. Alles ist Überraschung, nicht wahr? »

« Ja, meine Yvonne, du wirst es sehen, wenn du erst mit George bist. Wann kommt er? »

Yvonne schlang die Arme um sie und setzte sich zu ihr auf das Bett. George beendete seinen Militärdienst in Epinal. Sobald er entlassen sei, würde er in eine Bank eintreten und sie würden heiraten.

« Seine Eltern sind sehr nett, wissen Sie, sein Vater hat das Kreuz der Ehrenlegion. Er ist groß, braun, mit einem Spitzbart. George sieht mehr seiner Mutter ähnlich. Oh, seine Mutter! Wenn Sie die sähen! »

So unterhielten sie sich eine Zeitlang, flüsternd, mit unterdrücktem Kichern und Liebkosungen. Aber es war schon sieben Uhr vorüber.

« Ich muß fort », sagte Yvonne.

« Ach, kannst du nicht noch ein wenig bleiben? Ich bin so unruhig. »

« Also, warten Sie einen Augenblick. »

Yvonne lief eilig zu ihrer Mutter herab, bat diese, das Abendessen noch etwas aufzuschieben und kehrte zu ihrer Freundin zurück. Sie fand sie bleich und erregt.

« Yvonne, ich habe solche Angst! »

In diesem Moment trat Gilbert ein. Yvonne drückte Renées Hand.

« Warte », flüsterte Renée, « sage noch nichts! »

Sie blieben unbeweglich, lächelnd stehen, auf Gilberts erste Worte wartend, auf sein Erstaunen über die festliche Stimmung im Zimmer und auf die Entdeckung des Geschenks. Gilbert grüßte Yvonne kurz, murmelte eine Entschuldigung wegen seines späten Kommens und setzte sich an das Fenster, den Kopf abgewendet. Er hatte die kleinen Festvorbereitungen wohl bemerkt. « Man erwartet von mir Ausrufe », dachte er, « Dank! Liebesworte! » Er wußte, welches Weh er Renée bereitere und war unzufrieden darüber; das erhöhte noch die Feindseligkeit in seinem Gesicht. Er nahm eine Zeitung zur Hand und tat als ob er läse. Stumm vor Staunen, blickte Yvonne Renée an. Sie sah diese so bestürzt, mit offenen Lippen, starren Augen, daß sie den Arm um

sie schlang. Renée schien aus einer Erstarrung zu erwachen und näherte sich dem Freund.

« Gilbert!... »

Er hob den Kopf, tat erstaunt.

« Verzeihung? »

« Du hast mir nicht einmal Guten Abend gesagt. »

« Ich? Oh, wenn du Wert darauf legst: Guten Abend. »

Außer Fassung blieb die junge Frau vor ihm stehen.

« Gilbert », fing sie wieder an, « es ist dir doch nichts Schlimmes begegnet? »

« Was soll mir denn begegnet sein? »

Und mit erhobener Stimme:

« Sei beruhigt, es ist mir nichts begegnet. »

Renée wandte sich zu Yvonne. Unbeweglich hatte das Mädchen den Vorgang beobachtet. Ihre Augen schienen noch tiefer zu liegen als sonst. Sie war totenbleich. Die Sommerflecken auf ihrer Haut leuchteten. Renée schüttelte den Kopf, als wolle sie den schrecklichen Eindruck abwehren und das Geschenk für Gilbert ergreifend, sagte sie mit neuem Unternehmungswillen:

« Ich habe etwas für dich, Gilbert. Ich dachte..., komm, sieh! freut es dich? »

Gilbert öffnete das Paket und erkannte das Buch. « Renée, Renée », sagte er sich, « um wieviel besser bist du als ich. » Er ließ den Kopf einige Augenblicke sinken, dann stand er auf und warf das Buch auf den Tisch. Yvonne unterdrückte einen Schrei und glitt lautlos aus dem Zimmer.

« Und ich », sagte Gilbert mit ruhiger Stimme, – « meine Überraschung? meine wundervolle Überraschung? rate, rate doch! »

« Aber Gilbert, ich habe doch nichts nötig. »

« Wirklich? Dann desto besser. Ich habe leere Hände. » Seine Finger trommelten auf dem Tisch. Er zündete eine Zigarette an und setzte sich auf das Bett. Nach einem Moment des Erstaunens trat Renée auf ihn zu und die Hand auf seinen Arm legend:

« Und deshalb, Gilbert, deshalb bist du so ärgerlich? Aber sei doch nicht dumm, Liebling! Ich habe nichts, gar nichts nötig. Welche Idee, du hast ganz recht getan, weißt du..., ich brauche kein Geschenk, nur wissen, daß du an unsern Tag denkst. Wenn du mir etwas gekauft hättest, hätten wir uns doch etwas anderes versagen müssen diesen Monat. Komm, Gilbert, denke nicht mehr daran! Komm zu Tisch!

Das soll uns nicht den Appetit verderben. Du wirst über meine Küche staunen. Und dann wirst du mir erzählen, was du heute nachmittag gemacht hast, wenn sich das erzählen läßt!»

Sie hatte den Arm um seinen Hals gelegt und ihre Lippen leicht auf seine Stirn, am Haaransatz gedrückt. Wortlos küßte er ihre Hand und stand auf. Sie aßen. Renée redete unaufhörlich, von den Händlern in der Straße, von Frau Wachfeld, die heute morgen, nachdem sie ihre Kaffeekanne geleert und tief geseufzt hatte, ausgerufen hatte: «Ach, liebe Dame, die Zeiten sind revolutionär!» Sie lachte Gilbert aus wegen des Geschenkes, das sie ohne sein Wissen gekauft hatte.

«Du errietest nichts? wirklich nicht? wie froh ich bin!»

Sie brachte die Torte mit der Miene eines Kochlehrlings vor seinem Meisterstück. Dann eine kleine Flasche Likör.

«Ich wußte nicht, was für einen Likör nehmen; ich erinnerte mich, daß wir in Clermont Raspail tranken, und daß du ihn mochtest. Die erste Flasche, erinnerst du dich? Ein Weinhändler hatte sie Papa als Prämie gegeben. Übrigens schmeckte er Papa nicht. Weißt du noch, wie er immer sagte: ‚Laßt mich mit euren Damenschnäpsen in Ruhe!‘»

Sie hatte sich ihren Erinnerungen überlassen, aber fürchtend, daß das Bild ihres Vaters störend wirken könne, wechselte sie schnell das Thema. Als die Schlafenszeit nahte, wurde sie auf einmal ernst und frug:

«Gilbert, du hast mir doch nichts vorzuwerfen?»

Er nahm den Kopf des jungen Weibes in seine Hände. Er liebte diese dunklen Augen, die feinen Züge, die bebenden Lippen und diesen geheimnisvollen Ernst, der ein Stempel ihres Glückes war. Vor diesem Antlitz, das sich ihm bot, vor diesem Körper, den die Ahnung der nahen Hingabe erschauern ließ: – «ich kehre in mein Gefängnis zurück.» –

Gegen Mitternacht wachte er auf. Renée schlief an seiner Seite. Er erstickte. Er erhob sich leise und lehnte sich aus dem Fenster. Er dachte daran, wie gut es sein würde, fortzugehen, in einer Sommernacht, aller Bande ledig, in ein unbekanntes Land. Er kehrte zu der jungen Frau zurück, betrachtete sie schlafend, auf der Seite liegend, die Schultern nackt, einen Arm um den Kopf geschlungen. Hier also – dachte er – hier liegt alles, was jetzt mein Leben bedeutet, dieser schlafende Körper, diese Sache im Dunkeln. Und wenn sie erwachte, so würde sie nichts anderes bieten als kindliche Worte, ewige Schwachheit, und diese Spiele des Herzens und des Körpers, mit denen sie ihn

gefangen hielt. Er sagte sich, daß ein Buch ins Wasser werfen nur eine Geste sei, und fügte hinzu:

« Es gibt einen Robespierre, und solche, die sein Leben schreiben. »

4.

Gilbert gewann zu seinem Erstaunen und beinahe zu seiner Beschämung mehr und mehr Interesse am Schulleben. Er stieß die Schüler nicht mehr zurück; er nahm ihre Vertraulichkeiten an; es kam sogar vor, daß er mit ihnen spielte, er der als Kind Spiele verachtet hatte. Oft, wenn er zu Renée zurückkehrte, war er im Geist noch bei seinen Jungen. Ihre Streitigkeiten, ihre Begeisterung, ihre kleinen Leiden, nichts erschien ihm geringfügig. Die Stunden, die er mit ihnen verlebte, waren seine ruhigsten.

Die meisten der Kinder ertrugen die Trennung und die fehlende Fürsorge ihrer Eltern mit einer Art Stolz; nur einige der jüngeren Schüler schienen darunter zu leiden. Gilbert schloß sich besonders an einen von diesen an. Es war da ein magerer, schwächlicher Junge von vierzehn Jahren, immer im Kampf mit seinen Kameraden, die ihn nicht mochten und ihn auslachten. Er lernte schlecht, so daß Gilbert ihn zuerst wenig beachtet hatte. Als er ihn eines Tages über eine Aufgabe befragte, antwortete der Kleine nicht.

« Natürlich », machte Gilbert.

Das Kind ballte die Hände, sah Gilbert lange an und sagte:

« Warum natürlich? »

Die ganze Klasse brach in Lachen aus. Aber nach der Stunde behielt Gilbert den Kleinen zurück und fragte ihn aus: ob ihm die Aufgaben zu schwer seien, ob er sich nicht wohl fühle, ob er seine Eltern lange nicht gesehen habe. Der Knabe antwortete nichts.

« Willst du mir nichts sagen, Marcel? »

« Natürlich », stieß das Kind hervor, brach in Schluchzen aus und lief fort.

Gilbert holte ihn ein, nahm ihn an der Hand und ging mit ihm im Garten auf und ab. Ohne ein Wort zu sprechen. Aber von nun an blieb Gilbert nach den Stunden immer noch einige Augenblicke auf seinem Stuhl sitzen; der Junge kam zu ihm, linkisch, mit ironischem Ausdruck. Nach und nach vertraute er sich ihm an. Sein Vater war während des Krieges gestorben; seine Mutter hatte sich wieder verheiratet mit einem Amerikaner und war mit diesem nach Chicago gegangen. Der

Knabe hatte als einzigen Verwandten in Frankreich einen Onkel, einen großen Automobilfabrikanten, der ihn einmal im Vierteljahr zu sich kommen ließ. Als Gilbert ihn eines Tages in sein Zimmer geleitete, bemerkte er über dem Bett drei oder vier Bilder einer jungen, eleganten Frau, der Marcel ähnlich sah. Dieser blickte ihn von der Seite an.

« Ist das deine Mutter? »

« Ja, das ist ... ja. »

Gilbert legte seine Hand auf die Schulter des Kleinen. Ungestüm warf sich dieser in seine Arme. Der Vorfall brachte sie einander näher, als es lange Unterhaltungen getan hätten.

Gilbert weckte seine Eigenliebe; er schlug ihm Lebensregeln vor, an die zu denken er sich schämte; soweit war er selbst davon entfernt, sie zu befolgen.

Marcel wurde Erster in Villars Stunden, aber nur in diesen.

« Warum arbeitest du nicht bei den anderen Professoren? »

« Sie sind nicht wie die andern », sagte das Kind lebhaft, und lachend rief es nochmals: « nein, Sie sind nicht wie die andern! »

Ihre Freundschaft erweckte die Eifersucht der andern Kinder. Aber diese gaben es nun auf, sich über ihren Mitschüler lustig zu machen; manche schlossen sich sogar an ihn an, um Gilbert zu gefallen. Mitunter erzählte Gilbert Renée von dem Jungen, auch die junge Frau konnte eine leise Eifersucht nicht unterdrücken. « Für dieses Kind hat er Gefühl », dachte sie, « und für mich? »

Eines Sonntags (der Sonntag war Gilbert der unangenehmste Tag der Woche geworden) ging der junge Mann in das Pensionat und holte sich die Erlaubnis, mit Marcel ausgehen zu dürfen. Schon lange hatten die beiden Freunde diesen Spaziergang geplant. Sie wanderten der Seine entlang, unterhielten sich gezwungen, und brachten den Vorgängen auf Straßen und Fluß nur ein erheucheltes Interesse entgegen. Gilbert dachte bereits daran, Marcel in die Schule zurückzubringen, als sie durch eine Menschenansammlung angehalten wurden. Ein etwa vierzigjähriger, schlecht gekleideter Mann hielt sich am Geländer fest; seine Augen blickten irre, sein Mund war schmerzhaft verzerrt und der Speichel lief in seinen roten Bart. Er stotterte unverständliche Sätze, bückte sich, um seinen Hut aufzuheben, verlor aber das Gleichgewicht und klammerte sich wieder an dem Geländer fest. Manche der Zuschauer lachten, andere betrachteten ihn geringschätzig, mit Ekel. Die Leute beiseiteschiebend, hob Gilbert den Hut vom Boden auf und

reichte ihn seinem Besitzer, der ihn stumpfsinnig ansah. Einige der Umherstehenden drehten sich herum. Eine dicke Frau, in hellblauem Kleid, mit einem golddurchwirkten Tuch um den Hals, brummte:

« Das war nicht der Mühe wert. Er läßt ihn bestimmt wieder fallen. »
Gilbert entfernte sich schnell und wurde bald von Marcel eingeholt. Plötzlich waren sie froh, beisammen zu sein und unterhielten sich befreit. Erst bei sinkender Nacht brachte Gilbert Marcel in die Schule zurück.

(Schluß folgt.)